

btb

Erst ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tod wurde die Bildhauerin Camille Claudel als das entdeckt, was sie war – eine herausragende Künstlerin. Camille Claudel war von Kindheit an besessen vom Zeichnen und Modellieren. Ihr Vater unterstützte ihren Wunsch, Bildhauerin zu werden, und ermöglichte ihr eine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für eine Frau ungewöhnlich gute künstlerische Ausbildung. Mit achtzehn begegnete sie dem 23 Jahre älteren Bildhauer Auguste Rodin. Sie wurde seine Schülerin, Muse und Geliebte. Eine künstlerische Lebensgemeinschaft entstand, von der jedoch vor allem Rodin profitierte. Enttäuscht von Rodin, trennte sie sich von ihm, geriet in eine tiefe psychische Krise. Gegen ihren Willen wurde sie 1913 in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen. Weggesperrt und vergessen starb sie 30 Jahre später.



ANNE DELBÉE, französische Theaterregisseurin, ist seit Jahren mit dem Werk Paul Claudels vertraut. Als Frau ebenso wie als Künstlerin vom leidvollen Schicksal der älteren Schwester Claudels zutiefst berührt, verarbeitete sie deren Lebensgeschichte erstmals in dem erfolgreichen Theaterstück »Une Femme«, das die Grundlage dieses Buches bildet.

ANNE DELBÉE

Der Kuss

Kunst und Leben
der Camille Claudel

*Aus dem Französischen
von Helmut Kossodo*

btb

Für Pierre B.

*Von allen, die zum Zustandekommen dieses Buches
beigetragen haben, ist die Autorin
Frau Renée Nantet-Claudiel zu besonderem
Dank verpflichtet.*

Das Fleisch und der Geist

Eines Tages hatte ich *L'œil écoute* von Paul Claudel aufgeschlagen. Es war eine schöne Ausgabe, illustriert und mit den herrlichen Texten: »April in Holland«, »Jan Steen«, »Nicolas Maes«. Kommentare, wie ich sie bisher noch nie gelesen hatte, über Rembrandt und drei Bilder von ihm. Paul Claudel hatte einen Aspekt der spanischen Malerei ganz neu beschrieben. Er nannte es: »Das vergeistigte Fleisch«. Ich war fasziniert. Die Verschmelzung allgegenwärtiger Sinnlichkeit mit dem glühendsten Mystizismus. Und dann, ganz am Schluss, unauffällig, ein Text: »Camille Claudel«. Jeder hätte das Buch an dieser Stelle aufschlagen können.

Wer war sie? Wer war diese geliebte, zu sehr geliebte Schwester?

Es schlug mir aus jeder Zeile entgegen, griff mir ans Herz. Noch höre ich den ersten Schrei dieser Zeilen, höre sie rufen:

»Mein kleiner Paul!«

Seitdem hat es nicht aufgehört, in mir zu klingen.

Wer war sie? Wer war dieses »herrliche junge Mädchen im sieghaften Glanz der Schönheit und des Genies mit jener oft grausamen Überlegenheit«, die sie Paul in seinen jungen Jahren oft spüren ließ?

Wer war sie?

»Eine herrliche Stirn, wunderschöne dunkelblaue Augen und dieser große, mehr stolze als sinnliche Mund, die prächtige, rötlich kastanienbraune Haar-mähne, die ihr bis zu den Hüften herabhing.«

Wer war dieses junge Mädchen, das mich plötzlich durch den Bruder zu sich rief?

Sie hatte Auguste Rodin bis zum Wahnsinn ge-
liebt. Juli 1913! »Draußen vor der Tür stand der
Krankenwagen. Und dann war es aus – dreißig
Jahre!«

Ich las und las immer wieder. Es konnte einfach
nicht sein. Sie starb 1943. Dreißig Jahre Anstalt. Die
lange Nacht der Hölle. Nein.

Claudels Text endet damit. Neun Seiten! Neun
Seiten! Da, unter meiner Hand. In meinem Herzen.

»Der Rest ist Schweigen.«

Brangues, Juni 1951.

Nein! Ich werde nicht schweigen. Ich werde das
Buch nicht zuschlagen. Ich blieb sitzen, wiederholte
die Worte, den schönen Satz, der den Tod Hamlets
beschließt.

Aber sie, sie wird nicht seit vierhundert Jahren
auf der Bühne gespielt. Bei ihr kann der Rest nicht
Schweigen sein. Das Bemerkenswerteste an ihr ist
nicht, dass sie die Schwester Paul Claudels, die Ge-
liebte Auguste Rodins war, dass sie als schön galt
und als »verrückt«. Nein, was mich fesselte und
mich davon abhielt, das Buch zu schließen, war et-

was anderes: Sie war BILDHAUERIN. Ein bildhauerisches Genie des 19. Jahrhunderts. Paul Claudel hat ihre eigenwilligen Figuren beschrieben – auch Perseus, der die Medusa tötete, ohne sie anzusehen. Einer, der tötete, ohne zu sehen ...

Das schöne, große Mädchen mit den herrlichen dunkelblauen Augen.

»Eine durch Mut, Offenheit, Überlegenheit und Heiterkeit beeindruckende Persönlichkeit. Jemand, der reich beschenkt worden ist.«

Und hier nimmt die Suche ihren Anfang, eine Suche, auf der dieses Buch nur eine Etappe darstellt. So viele Jahre sind seither vergangen. Doch wer kann heute behaupten, dass schon alles über Camille Claudel gesagt worden ist?

Dieses Buch ist ein weiterer Schritt zu ihr, der Eingekerkerten, die uns ruft; ein weiteres Schloss, das sich öffnet. Und da ist sie, lächelt, gibt uns ein Zeichen mit ihren schönen, erdigen Händen. Da ist sie, sie, die einzigartige Formen gebar, eine wahre Bildhauerin. Ich begeben mich in das Labyrinth, das zu ihr führt, ungeachtet der Gefahr, mich von Zeit zu Zeit auf Irrwegen zu verlieren. Sie ist da, sie wartet; es gilt, keinen Augenblick zu versäumen; da ist dieses Gesicht, das halb erstarrt in die Nacht hinausschreit.

Eine Frau ...

Angers, 1982, in der Nacht

Die Stunde kommt

Drei melancholische Glockenschläge.

PAUL CLAUDEL, *Tagebuch*

Allein.
Ganz klein, ganz winzig hat sie soeben den Fuß auf die große weiße Marmorplatte gesetzt, und die ganze Seite ist erzittert.

Das Kopfkissen. Sie fühlt den Zipfel des Leinens, hat Mühe, den Stoff zu erkennen. Nur dieser kleine Ausschnitt vor ihrem Auge. Der Bezug ist rau unter ihrem Gesicht. Sie spürt das Kratzen des Stoffes. Ihr Körper ist wie begraben. Dieser winzige Augenblick, den man ihr läßt. Noch ein paar Sekunden.

Vielleicht.

Sie hat den Kopf bewegt. Ganz vorsichtig. Eine zu große Anstrengung. Sie hat geglaubt, den Kopf zu bewegen. Es war nur ein leichter Hauch. Im Kissen des Krankenhausbetts birgt eine Frau ihre Wange. Langsam zieht sie sich vor ihnen zurück. Vor der Welt. Vor den Schlägen. Sie entflieht. Niemand bemerkt es. Sie befreit ihre schönen Hände aus dem Griff der groben Pranken, bewegt sie noch einmal auf dem schmutzigen Laken.

Niemand ist anwesend zu dieser Stunde, da die Frau stirbt.

– Das Krankenhaus.

Allein.

Sie steigt auf das Schiff. So lange hat sie auf die Reise gewartet. Die Bootsbrücke erzittert. Paul sollte sie nach China mitnehmen! Zweimal hatte sie gehofft, so sehr gehofft. Jetzt fasst sie den Entschluss. Ganz allein. Warum immer warten, bis es ihnen gefällt? Die Menschen, die gutwillig sind!

Noch zeichnet sich ein schwaches Lächeln auf den schönen stolzen Lippen ab, den aufgesprungenen, blassen Lippen.

Dort, auf dem hellen Kopfkissen.

Die Wasserfläche kräuselt sich. Sie stößt die Einstiegsplanken fort. Camille beeilt sich. Das Boot schwankt leicht. Sie ergreift die Ruder. Das große Schiff breitet sein Astwerk aus, die großen weißen Flügel peitschen jetzt Sonnenfetzen übers warme Meer.

Dieses Laken. Sie spürt das raue Tuch unter den Händen. Sie kratzt, und Stunden vergehen ...

Viele Stunden Arbeit, um den Marmor zu polieren. Still! Sie arbeitet! Die vier kleinen, alten Weiber dort

hinten schwatzen und schwatzen. Dort, unter dem Meer. Ganz grün. Camille hört ihr Gezwitzcher. Still, ihr irren Schwätzerinnen!

Die Lippen. Speichel im Mundwinkel, etwas Schaum. Unter ihr rauscht das grüne Meer. Licht durchdringt den Dunst über dem Wasser. Sie steht am Bug des Schiffes. Weit nach vorn geneigt, zurückgestrahlt. Eine ergreifende Musik ruft sie, lockt sie. Niemand steuert das Schiff.

Diese Musik, auf geheimnisvolle Weise erkennt sie sie wieder. Die kleine Seejungfrau auf dem grünen Onyxfelsen. Sie bläst die Flöte aus glänzendem Metall. Verloren mitten im Ozean. Dort. Ganz in der Ferne, und sie macht ihr Mut.

Auf dem Kissen. Das Gesicht wird elfenbeinfarben, und die Lippen pfeifen.

Camille nähert sich der Melodie. Näher, noch näher. Die Musikantin ist nicht mehr da. Das Licht wird gleißend. Camille sieht die kleine Metallflöte verlassen auf dem Felsen liegen. Sie will sie ergreifen. Geblendet lässt sie das grell aufleuchtende Instrument liegen.

Eine Nonne beugt sich über das bleifarbene Gesicht. Sie hält einen kleinen Spiegel in der Hand, blickt auf

den schwachen Hauch, der die Fläche beschlägt. Sie wird später wiederkommen.

Sie schreitet auf dem stolzen Marmor voran, hat jetzt beide Füße daraufgesetzt. Sie gleitet über die spiegelglatte Fläche. Ihre Füße reiben die eiskalte Platte, erwärmen sie. Der Saal erstrahlt im Lichterglanz – Kristalleuchter –, sie tanzt, von Licht umsprüht, sie wirbelt, streckt ihre herrlichen Arme aus. Ein Tüllkleid umhüllt sie, ihr Hals ruht in einem kostbaren Spitzenkragen.

Sie lädt den Musiker ein, sie in seine Arme zu nehmen, flüstert ihm ins Ohr: »Kein Kommentar, Monsieur Debussy.« Er lächelt, neigt sich ihr zu, den hellen Hut ein wenig zur Seite gerückt. Sie drückt ihn an sich, spürt aber seinen Körper nicht. Im Dahinschwinden spürt sie in ihren Händen nur noch eine mondfarbene Jacke.

Monsieur Rodin ist da, in Grau gekleidet. Sie klammert sich an ihn. Er scheint taub zu sein. Sie zieht an seinem Bart, zerrt und reißt an ihm. Auch er verschwindet. Sie fühlt nur noch seine schwere Hand, die sich über ihrem Herzen schließt. Sie versucht sich zu befreien, die festgekrallten Finger zu lösen. Sie erstickt. Die Tanzenden drehen sich um sie herum. Sie schreit ihnen Worte zu, doch niemand hört sie. Sie ringt nach Luft.

Im Bett. Der leichte Körper braucht wenig Platz. Das alabasterfarbene Gesicht hat sich in einem leichten Krampf verzerrt. Die Hände schnellen empor.

All diese schwarzen Kleider. Diese dunklen Zylinderhüte, die beim Zusammenklappen wie Schüsse knallen. Sie nähern sich. Camille tritt ihnen entgegen. Sie krallt sich fest, will sie packen. Die Körper zerbröckeln, lassen nur noch die Rinde in ihren wunden Fingern. Jetzt beginnt sie zu laufen. Die Steine weichen vor ihr zurück. Sie kann entkommen. Mit der ganzen Kraft ihrer dreizehn Jahre schwingt sie sich auf, bezwingt den unter ihr davongleitenden Boden, klammert sich an die Erde. Sie kommt voran, ungestüm, rachsüchtig, eigenmächtig.

Unermüdlich klettert sie den schwindelerregend steilen Hang empor. Vor Tagesanbruch hat sie die Felswand ihrer Kindheit bezwungen.

Der weißsandige Strand fliegt unter ihren jungen Füßen dahin. Das Morgengrauen wartet, bis der Kampf sich entschieden hat. Die Reiter stellen sich im Kreis auf, verbergen ihre Gesichter unter den hohen Perlenhelmen. Ihre Rüstungen sind aus Opal, ihre Schilde leuchten in makellosem Perlmuttglanz. Sie verharren in Schweigen, in erschreckender Regungslosigkeit. Die fleckenlosen Fahnen zucken in der leeren Luft. Lautlos.

Da richtet er sich auf, riesenhaft, gewaltig, gewappnet. Das große Tier dampft unter seinem harten Kettenpanzer.

Der Geyn, der steinerne Moloch, erwacht in seiner Ungeheuerlichkeit. Zu seinen Füßen hockt ein winzig kleines Mädchen und beobachtet ihn mit weit geöffneten Augen. Sie hat geduldig gewartet, bis zum Ende seines schweren Schlafs.

Jetzt kann sie ihn angreifen.

Mit bloßen Händen.

Allein.

Niemand ist in dem eiskalten Krankenhauszimmer.
19. Oktober 1943. Es gibt an diesem Tage andere Kranke im Spital von Montdevergues.

Sie. Sie ist neunundsiebzig Jahre alt.

Die Mondkinder

Ganz nah von hier schläft eine Frau,
Und diesen Augenblick gerade,
den Kopf auf ihren Arm gestützt,
Bietet den Leib, ihr schönes Antlitz,
darauf ein grimmer Schmerz geschrieben steht,
Dem weißen Licht des Monds sie dar.
Ihr Name lautet: Galaxaura.
PAUL CLAUDEL, *Die Schlummernde*

Plötzlich horcht sie auf.
»Cami-i-i-ille.«

Die Stimme des Kindes in der Ferne! Sie lacht. Ein heftiges Lachen für eine Dreizehnjährige. Sie ist nicht böse, aber sie will allein sein, will als Erste in den Wald von Tardenois gelangen, als Einzige den über die Ebene der Champagne brausenden Wind einatmen, allein den Steinen begegnen, den Prinzen.

»Cami-i-i-ille.«

Die Stimme ihres Bruders ist hinter ihr. Sie zögert einen Augenblick, lächelt zärtlich, voller Bedauern für das jüngere Kind. »Mein kleiner Paul.« Er ruft mit dieser schrillen, fast mädchenhaften Stimme, die in den Ohren schmerzt und das Herz ergreift. Immer dieses verzärtelte, zerbrechliche Kind. Er versucht bestimmt, sie über die Felder

des alten Dambrune einzuholen. Sie ist bereits am Waldrand, holt mit großen Schritten aus – wie ein Junge, würde ihre Mutter sagen. Ihre Mutter! Wütend stößt sie den Fuß in die nasse weiche Erde, die in tausend kleinen schwarzen Spritzern auseinanderstiebt. Dann eilt sie ungestüm voran. Die Holzschuhe sinken schwer in den klebrig-feuchten Boden ein, in diese dicke Erde, die ihre jugendlichen Schritte knetet – jung, vermessen und zügellos –, und die rotbraune Mähne fällt nach und nach über die noch zarten Schultern herab. Plötzlich die Lust, mit vollen Händen in den Schlamm zu greifen! Die Erde hat einen scharfen, beißenden Geruch, ist schmiegsam, klebt an ihren Fingern. Sie schmiert sie sich übers Gesicht. Der Wind hat sich erhoben, über Reims ballt sich ein Gewitter zusammen, die Erde ist bitter und dampft wie der frische Pferdemist, den die dicken Zugtiere des alten Jacquin fallen lassen.

Sie beginnt zu schreien, verspürt ein unermessliches Verlangen nach Freiheit, verspürt den Wunsch, rückhaltlos und anstößig zu sein. Jetzt erstürmt sie die Höhe von Chinchy. Im Laufschrift.

Sie will als Erste dort oben sein, auf dem Gipfel des Geyn, den Riesen bezwingen, den Horizont überblicken, der sich angeblich bis nach Paris erstreckt – so jedenfalls erzählt man es im Dorf: »Denken Sie nur, Paris ist kaum drei Stunden von Ville-

neuve entfernt.« Aber selbst mit weit aufgerissenen Augen hat sie die Stadt noch nie sehen können, und ihre Augen sind groß.

Allein beherrscht sie dieses sturmdurchtobte Land, allein mitten im 19. Jahrhundert.

»Cami-i-ii-iii-ille.«

Das Kind hinter ihr, halb verloren in der Dämmerung. Seine Stimme ist jetzt schwächer. Sie zögert ein wenig und noch ein wenig, die Stunde ist so schön, so geheimnisvoll und voller Gefahren; es ist die Dämmerstunde »zwischen Hund und Wolf«, wie die Leute sagen, und sie will heute Abend dem Wolf begegnen, ohne gestört oder zur Flucht gezwungen zu werden.

Eine Art von Stelldichein mit einem Etwas, das hatte sie sich insgeheim geschworen, als sie am Vorabend in ihrem engen, kalten Bett lag. Sie schliefen alle. Die Stille und sie, die nicht schlafen wollte – sie verlachte den Schlaf, liebte es, ihn nach Lust und Laune zurückzuhalten oder zu beschleunigen. Er war zwar ihr bester Bettgefährte, aber sie bestimmte den Augenblick, da sie sich in seine Arme gleiten ließ. Und gerade gestern Abend wollte sie ihn nicht.

Hier hört sie nur den Wind und ihre Schritte, das Knistern der ersten Fichtennadeln unter ihren Füßen. Ihr Bruder Paul ist jetzt zu weit weg. Für die anderen steht vielleicht schon die zu lang gekochte

Suppe auf dem Tisch. »Diese Claudels« sagen sie im Dorf mit einem kleinen Unterton in der Stimme – Hochachtung? Hass? Camille hat sie oft bei ihren Reden belauscht ...

»Sie leben zu zurückgezogen. Das ist ungesund für die Kinder.«

»Und dann diese ständigen Streitereien ...«

»Ihr Onkel war Dorfpfarrer. Der war nicht so stolz.«

Im Dorf mit seinen dreihundert Herdfeuern entfacht sich der örtliche Hass.

Zum Glück gibt es den Wald, die große leuchtende Erde, die sie stets in allen Ferienzeiten wiederfindet. Und dann die Steine. Mit ihnen sprach Camille gestern Abend in ihrem Bett, und der Schlaf ließ den Kopf hängen wie ein abgewiesener Liebhaber.

Die erhabenen, unantastbaren Steine. Sie kennen die Zukunft, haben Jahrhunderte überlebt und antworten ihr, die sie sie jeden Abend befragt. Camille beeilt sich. Jetzt rennt sie, nicht auf die Bäume achtend, die ihre Äste wie Krallen nach ihr ausstrecken, und ihre kühnen Füße wirbeln den Sandboden auf, der unter ihr nachgibt.

Paul wird sie einholen. Er weiß, wo sie zu finden ist. Er war sieben Jahre alt und sie kaum elf, als sie zum ersten Mal von zu Hause wegliefen. Ruhig und zugleich voller Herausforderung hatten sie die drei

Kilometer zwischen dem Pfarrhaus und der Anhöhe zurückgelegt, Hand in Hand und nicht recht wissend, wer den anderen in den dunklen Wald führte.

Das war vor zwei Jahren, und sie ist jetzt nicht mehr diese kleine Wilde. Auch heute Abend haben sie sich weit vom Haus entfernt, aber sie fühlt sich ruhig und erleichtert. Manchmal möchte sie für immer davonlaufen. Von dort oben wird sie alles ganz winzig klein sehen, den winzig kleinen Platz neben dem kleinen an die kleine Kirche geklebten Haus am winzig kleinen Friedhof mit den winzig kleinen Gräbern. Der Tod.

Da ist sie. Sie hockt im Schatten. Die Erste, der all die anderen folgen werden, die gebeugten, uralten Weiber, die jungen, hochmütigen Göttinnen, die Gebrochenen, die Sterbenden, die vergessenen Mütter, die stolzen, aufrechten Jünglinge, die Männer.

Sie, das ist die Alte, gebückt, als wenn sie die Sturmglocke läutete, die Wangen aufgeblasen, der Körper zur letzten Anstrengung gespannt. Camille betrachtet sie und erinnert sich an die Jagd, auf die ihr Vater sie mitgenommen hatte. Der in die Enge getriebene Hirsch erhob seinen schönen Kopf, zum letzten Mal erzitterte das Geweih über seinen braunen Augen. Ihm gegenüber blies der Fettwanst mit seinem Horn das Halali. Der Vater hatte es ihr erklärt – das Halali, das Töten. Sie hatte abwechselnd

auf den dicken roten Bauch gestarrt, auf den der Bläser sein Horn stützte, und auf die edle Brust des Tiers. Und dann war sie losgestürzt und hatte mit beiden Armen den dampfenden und von Schweiß verklebten Hals des Hirschs umschlungen. Ihr Vater hatte »Camille!« gebrüllt, die Hunde knurrten und bellten, bereit, sie anzugreifen. Die Jäger schwiegen. Einen Augenblick ließ der Hirsch den Kopf auf ihrer Schulter ruhen. Sein Herz, sie spürte es noch, zitterte und pochte wild. Dann hatte sie jemand weggetragen. Sie wusste nichts mehr. Das Töten, das Halali ... Noch oft sollte sie diese Worte wiederholen, wie einen Ruf in die Ferne.

Die Alte schaut sie an. Camille ist eine Sekunde lang stehen geblieben, um sich zu verschnauften. Trotz ihrer runden Wangen sieht die Alte so schwächling aus, so verloren. Camille liebt es, ihre runzlige Stirn zu streicheln. Wie lange schon hockt sie hier am Waldrand?

Ewige Hüterin, Melusine, Gespinst aus Kindertäumen. Manchmal verweilt Camille und plaudert lange mit ihr. Aber heute Abend bleibt ihr kaum Zeit, ihr einen Kuss zuzuwerfen. Paul ist ihr sicher schon auf den Fersen. Der Weg verzweigt sich nach rechts und nach links.

Hier stehen sie sich gegenüber, die eine kauert, zusammengekrümmt, wie in sich selbst verkrochen, die anderen dagegen erheben sich, wie von

einem Wirbel emporgeschnellt. Die eine scheint ein schreckliches Geheimnis zu verbergen. Sie erinnert sich an das Kind, das sie verlassen hat, und jetzt altert sie vor sich hin, für immer zu Stein geworden. Zuweilen erhellt sie ein Sonnenstrahl, und dann lächelt sie, als streckten die rosigen Ärmchen sich noch einmal nach ihr aus. Vielleicht hat sie es in einem Wahnsinnsanfall getötet. Camille entsinnt sich der grausigen Geschichte, die die alte Magd Victoire an den Winterabenden am Kamin erzählt. Nein! Nur nicht daran denken!

Ihr gegenüber die Liebenden, glücklich, umschlungen. Der geteilte Felsblock wie in sich verwunden. Oft fragt sie sich, ob sie sich trennen oder wiederfinden – doch wer vermag an der für einen Augenblick aufgehaltenen Bewegung zu erkennen, ob der Kuss beginnt oder sich löst? Sie scheinen zu tanzen, unterzugehen, beinahe schon getrennt.

Die Steine. Wirklichkeit dieses wiedergefundenen Waldes. Die Steine blicken sie an. Sie läuft schneller. Zum Geyn. Immer schneller.

Dort sind sie, auf halbem Wege, Camille hat sie die Schwätzerinnen genannt, und sie setzt sich gerne zu ihnen. Sie sind drei, scheinen stets die neuesten Geschichten aus dem Dorf zu kennen, aber manchmal überrascht Camille sie, wenn sie sich jahrtausendealte Legenden erzählen. Krumm, schief, voller Höcker, und sie reden und reden ohne

Ende und ohne Echo. Doch heute Abend schlafen sie, und Camille hat nicht viel Zeit.

Sie steigt immer höher. Es beginnt zu regnen, doch sie spürt es nicht. Sie geht weiter, lässt ihre Gefährtinnen zurück. Der Weg wird rutschiger, Camille achtet nicht darauf. Sie folgt einem Ruf, dem Ruf des Geyn. Der Wind braust heftiger, der violette Himmel ist wie aufgerissen. Der Fuß findet kaum Halt auf dem Boden, aber Camille kennt das Gewicht der Erde, die zurückweicht. Die Bäume helfen ihr, die rissigen, dünnen, dunkelrindigen Bäume.

Hier macht sie eine Drehung, dort schlüpft sie unter dem alten Baum durch, der mit leisem Knacken nach und nach sein Nadelwerk abwirft, dort wieder überklettert sie einen Hügel aus ineinanderverschlungenen Wurzeln, wie graue Zwerge – Gnome nennt sie sie –, und sie scheinen sie mit ihren schneidenden, missgestalteten Ärmchen festhalten zu wollen. Ihre rauen Knie fügen Camille oft kleine Verletzungen zu oder bringen sie aus dem Gleichgewicht. Doch heute Abend überspringt sie sie stolz und mühelos, denn ER ist da.

Kolossal, weiß, ein wenig geneigt, als wolle er sich anschicken, das Tal zu zerdrücken, alles überragend, auch dieses Volk der Schatten und vertrauten Gestalten; er hat sich in seinen weißen Mantel gehüllt und blickt sie an. Hier der Riese, Camille ihm gegenüber. Beide in Licht gebadet, denn plötz-

lich erleuchtet der Mond die unsägliche Begegnung. Man fragt sich, wem es in diesem Zweikampf gelingen wird, den anderen zu versteinern: dem kleinen Mädchen oder dem riesigen Fels. Camilles Augen glänzen dunkelblau, fast schwarz, wie schwarzer Bernstein. Sie möchte sein Schöpfer sein, möchte dieses Werk mit ihren eigenen Händen erschaffen haben. In den Augen dieses Kindes offenbart sich eine wilde, fast grausame Entschlossenheit. Jählings nähert sie sich ihm. Der aufragende Fels lässt sie nicht aus den Augen, wie der alte Bulle, der den Tod auf sich zukommen sieht. Sie drückt sich an ihn, ihre Nase berührt die Nüstern des Tiers, sie schmiegt sich an ihn, streichelt ihn zärtlich, langsam, geduldig, immer wieder.

Wie ein Wanderer, der unter seinem schweren Mantel ein wenig den Kopf neigt, einen Augenblick auf seinem Wege innegehalten hat und sich erinnert – so steht er da, verweilt hier seit undenklichen Zeiten zwischen Vergangenheit und Zukunft. Das kleine Mädchen blickt auf den ewigen Stein, das kleine Mädchen starrt auf den Geyn. Sie, aufrecht und geschmeidig; gerade dreizehn Jahre im Dämmerlicht; er, dumpf, geheimnisvoll, unerforschlich. Sie trotzt dem Gott. Sie will verstehen. Woher diese Schönheit, diese Macht und die Freude, die sie ergreift, sie, die so winzig klein ist vor dem anderen, der sogar den Himmel herausfordert?

Sie beneidet ihn um seine ebenmäßige Gestalt, selbst seinen Tod im ohrenbetäubenden Krachen neidet sie ihm bis in ihre Sterbestunde. Manchmal hatte sie mit Vermessenheit auf ihn eingeschlagen. Da wurde er zu einer Vielzahl blendend weißer Sonnen, verhöhnnte sie grausam, sie, die Sterbliche. Sie begreift. Sie wählt. Jetzt weiß sie, was sie hier gesucht hat.

Die Antwort ist da. Camille wartet nicht lange.

Der Regen wird heftiger, böser, aber das Mädchen spürt ihn nicht. Sie bewegt sich vorwärts auf dem sandigen Boden, der den Hügel überzieht wie Puderzucker einen Kuchen. Der Wind wirbelt den Sand auf. Er bläst tückisch. Sie kommt sich zart und zerbrechlich vor, wie eine Seejungfrau, die an diesem seltsamen Gestade gestrandet ist. Man erzählt, dass das Meer vor langer, sehr langer Zeit bis hierher kam – vergessener weißer Sandstrand, Mondlandschaft. Camille geht bis an den äußersten Rand der Felswand, von wo aus sie die Ebene überblicken kann. Camille überschaut das ganze Land, sieht in der Ferne die Zukunft. Ihre Zukunft.

Plötzlich löst der Wind die Schleife, und die Locken ringeln sich um ihr Gesicht wie goldene Schlangen. Das schwarze, mit Schlamm beschmierte Gesicht ist unter dem dunklen Himmel kaum noch sichtbar. Das Gewitter trommelt. Der Himmel steht in Weißglut. Ihr ist heiß, heiß von

diesem wilden Lauf, heiß wie einer Liebenden in Erwartung.

Wenn das Meer noch da wäre, würde sie ihre Kleider fortwerfen und ins Wasser springen. Sie reißt sich die Jacke auf, die sie ihrem Vetter weggenommen hat, öffnet die Hemdknöpfe, schlüpft aus den Schuhen, als wollte sie wirklich ins Wasser springen, bohrt beide Füße in den noch regennassen Sand; die viel zu große Hose, auch ihrem Vetter entwendet, klebt an den Beinen wie ein Paar Gamaschen. Wenn ihre Mutter sie so hätte hinausgehen sehen! Zum Glück hatte die Pelerine alles bedeckt. Mein Gott, die Pelerine! Die muss sie irgendwo verloren haben. Camille beunruhigt sich ein paar Sekunden, dann bricht sie in Gelächter aus. Der Gedanke, ihre Unterröcke, Röcke, Stiefel und Bluse auf dem Dachboden ihres Vetters gelassen zu haben, lässt sie hell auflachen. Dort ist also die Pelerine. Camille ist glücklich – langsam steigt aus ihrer Kehle eine seltsame, raue Melodie auf, ein alter Abzählreim:

*Willst du essen frische Kresse,
Auf der Pilgerfahrt nach Liesse ...*

Allmählich wird es eine Art von Singsang, eine Art von Gebet ... Plötzlich rollt sie sich im Sand wie ein Kätzchen, das sich die Feuchtigkeit aus dem Fell rei-

ben will. Sie steht wieder auf, die Haare voller Sand, das Gesicht verschmiert, wie ein Krieger der Antike.

»Camille!«

Paul schreit, als er sie erblickt. Camille bricht in ihr lautes, kehliges Lachen aus und streckt ihm die Arme entgegen.

»Mein kleiner Paul!«

»Wenn dich Mama sähe! Wie ein Basilisk schaut du aus!«

»Ein was?«

»Ein Basilisk. Das ist eine Fabelschlange. Ihr Blick ist tödlich.«

»Danke, Paul! Was du nicht alles weißt!«

Camille schlägt mit der Faust auf ihn ein. Dann rollen sie miteinander, einer über dem anderen – Spiele der Kindheit leben wieder auf. Der Sand fliegt; Camille hält ihn fest mit ihren kräftigen Armen. Sie ist um einen Kopf größer als er. Der Kleine wehrt sich zäh und wild, versetzt ihr heftige Fußtritte. Camille packt seine Hände, drückt sie zu Boden, legt sich auf ihn, bezwingt ihr Opfer rittlings. Er kann nichts mehr tun. Aber was ist das für ein seltsames, warmes Gefühl? Das Hemd des jungen Mädchens ist aufgeknöpft, Camille lastet der Länge lang über ihm, hat die Nase im Sand vergraben. Das Kind fühlt die warme Brust an seiner Wange, und alle Kampf lust ist ihm vergangen. Warum fühlt er sich so besiegt? Welches Mittel hat die große

Schwester nur angewandt? Er will sich nicht mehr balgen, er fröstelt.

»Dir ist kalt.« Camille schlägt ihn ein, reibt ihn fest, um ihn zu erwärmen. Sie drückt ihn an sich, hebt seine Jacke auf, umhüllt ihn und sich damit.

Am Himmel über ihnen leuchtet der Mond. Zwei Kindergesichter im Mondlicht. Zwei Paar blaue Augen, das eine dunkel, das andere hell, schrecklich hell.

»Erzähle mir eine Geschichte.«

Camille hätte lieber geschwiegen, dem Wind gelauscht und den tanzenden Bäumen.

Die Geschichte vom Esel und vom Stein

»Eines Abends in der Dämmerstunde wanderte ein Esel seines Weges; auf beiden Seiten üppiges Gras und spröde Zweige, aber es gab auch viele Hindernisse. Zerstreut trottete er daher, rupfte hie und da ein paar Blätter und träumte tief bewegt von der schönen Mohrrübe, die er daheim knabbern würde. Daheim, daheim ... Aber wohin ging er denn? Und welche Mohrrübe erwartete ihn? Niemand wusste es, und er am allerwenigsten.

An einer Wegbiegung lag ein weißer, leuchtender, sonnenwarmer Stein und sah ihn kommen. Ganz glatt und weiß und an nichts gebunden. Der Esel war

gerade dabei, seine Nase lang zu machen, um nach einer hübschen Libelle zu schnuppern, als sein zierlicher Huf einige Schritte vor dem Stein aufsetzte. Doch dieser packte ihn bei der Zehe, gerade in dem Augenblick, da die schelmische Libelle sich stolz auf sein rechtes Nasenloch setzte. Überrascht blieb der Esel stehen und fragte sich, wie eine so liebreizende Libelle ihn derart hypnotisieren konnte. Seine langen Wimpern zuckten dreimal, und die Libelle flog davon. Aber der Zauber wirkte immer noch. Sein Fuß war gefangen. Er machte ein paar Sprünge, stieß ein bisschen, hüpfte ein bisschen, schlug aus, zog und scharrte. Es half alles nichts, und zum Schluss verlor er sogar das Gleichgewicht und setzte sich auf sein Hinterteil. Dann dachte er nach. Was war nur mit seinem Vorderfuß geschehen? Er schlug dreimal mit den Wimpern und blickte auf seinen ausgestreckten Fuß. Nichts. Auch ein neues Klimpern mit den Wimpern führte zu keinem Resultat. Er zog an seinem Fuß, ohne sich etwas anmerken zu lassen. Der Fuß blieb stecken. Da neigte er seinen hübschen Kopf, ließ die langen Ohren hängen und versuchte noch einmal nachzudenken.

›Nun komm schon, Fuß, sei so lieb, bewege dich.‹

Nichts geschah, und es schien ihm sogar, als ob er ein wohliges Gefühl verspürte, wie wenn jemand ihm den Huf streichelte.

Jawohl, es war wirklich sehr angenehm, äußerst

angenehm. Der Esel streckte den anderen Fuß aus, legte sich behutsam mit dem Bauch auf den Boden und seine Schnauze zwischen die Vorderbeine. Aber was war das? Eine weiße Mohrrübe? Unter seinen Nüstern entdeckte der Esel den Stein, der genau der Form seines Fußes angepasst war.

›Wie du strahlst, du schöner Stein!‹, sagte der Esel, die meergrünen Augen halb geschlossen. ›Bist du es, der meine Pfote hält? Nein, lass mich nicht los. Hier, ich gebe dir auch noch meinen anderen Huf, wenn du willst.‹

›Guten Tag, du schöner Esel. Ich habe dich auf deinem Wege angehalten, als ich dich hier herum-schlendern sah, weil ich dich um einen Kuss bitten wollte.‹

›Hier ist mein Kuss, du schöne Sonne. Darf ich bei dir bleiben? Denn du leuchtest so schön, und deine Haut ist so glatt.‹

›Deine Lippen sind weich, geh nicht fort, aber sei auf der Hut. Ich bin unveränderlich, unnachgiebig, verhängnisvoll. Man sagt von mir, ich sei hart wie ein Stein, und wenn mein Leib auch kalt ist, so schlägt mein Herz wie eine Sonne. Aber ich bringe jeden nach Belieben zu Fall.‹

›O Stein, sei auch du auf der Hut. Dort, wo ich meinen Huf aufsetze, wird niemand anderer je seinen Fuß setzen können, denn ich weiche nie mehr. Von mir sagt man, ich sei störrisch wie ein Esel.‹

Und die beiden, eng umschlungen, verließen einander nicht mehr. Die Sonne versank, als würde sie ihren Körper zur Ruhe betten.

Es wurde Nacht. Der Stein fror, aber der Esel wärmte ihn. Der Esel fürchtete sich, aber der Stein hielt ihn schützend umschlungen.

Und dann graute der Morgen. Als die Menschen in der Frühe diesen Weg nahmen, um in die Stadt zu gehen, und an die Wegbiegung mit dem dichten Gras gelangten, da schrien sie überrascht auf. Und dann waren sie so ergriffen, dass sie die Augen schlossen und sich die Köpfe mit ihren Schürzen umhüllten.

Anstelle des Steins lag da ein schönes Mädchen aus weißem Gold und schwarzem Bernstein. Anstelle des Esels ein Jüngling mit großen Saphiraugen.

Sie waren nackt und hielten sich für immer umschlungen. So fest wie der Stein und so beharrlich wie der Esel war ihre Liebe.

Aber du, du bist nur ein Esel. Nein, ein Hahn ohne Kamm!«

Camille schubst ihn. Jetzt stürmen sie los, rollen den Hang hinunter. Der Junge richtet sich wütend auf, als das Gestrüpp sie aufhält, wütend und bereit, ihr das Gesicht zu zerkratzen. Camille blickt Paul

an. Die große Schwester blickt ihren kleinen Bruder an. Sie lächelt, lächelt diesem Kind zu, das die gleichen Augen wie sie hat, nur ein bisschen heller. Ihr Mund ist zärtlich.

»Mein kleiner Paul, sei mir nicht böse.« Sie nimmt ihn bei der Hand. Es ist finster ringsum. Nur über ihnen nicht. Das Mondlicht bestrahlt sie. Zwei Kinder.

»Hör zu, ich will dir mein Geheimnis verraten. Ich möchte ... ich möchte Bildhauerin werden! Ich habe ein Buch gesehen. Mit Statuen, weißt du, wie ich sie aus der Erde knete ... jetzt weiß ich es. Ich werde einmal eine große Bildhauerin sein!«

Der Junge blickt sie bewundernd an. Wie ihre Augen im Mondlicht strahlen! So wild! Noch nie hat er so schöne Augen gesehen. Jeder sagt es im Dorf – die Nachbarn, die Vettern, der Pächter. Bald dunkelblau, bald violett oder grün, sie wechseln die Farbe wie das Wasser und der Himmel, und immer diese Tiefe, die zu Herzen geht. Seine Schwester ist wirklich schön. Die anderen Leute haben tote Augen, aber sie, sie hat einen Blick, und ihre Augen strahlen, als gäben sie jedem Menschen, jedem Gegenstand einen besonderen Glanz.

»Was hast du, Paul? Paul!«

Er hat sich plötzlich vor ihrem Blick erschreckt, und er läuft davon, rennt.

»Paul, Paul, so warte doch auf mich!« Jetzt ist

sie es, die ihn ruft. Nicht lange. Camille zuckt die Schultern. Ach was! Schließlich gehört ihr dieser Abend. Sie kann heimkehren, wann es ihr gefällt; die Mutter wird kein Wort sagen. Doch, manchmal schimpft sie. Aber was hat sie schon zu befürchten? Sie geht immer allein aus.

Bei Einbruch der Dunkelheit ist sie stärker als alle gleichaltrigen Jungen im Dorf. Beim Spiel mit ihren Vettern ist sie oft die Anführerin. Und dann hat sie ihr kleines Messer. Sie trägt es stets bei sich. Es macht ihr Spaß, eine Frucht aufzuschneiden, an Dingen zu kratzen, den Ton aufspringen, Rinde sich spalten zu sehen. Sie liebt es, bis zum Kern vorzudringen, und dann versucht sie, von innen her alles wieder zusammenzufügen.

In aller Ruhe beginnt sie den Abstieg, nimmt sich Zeit. Zu Hause fühlt sie sich eingeengt. Nur ihr Vater könnte verstehen, was sie heute Abend empfindet. Aber gerade ihn traut sie sich nicht, in ihr Geheimnis einzuweihen. Denn wenn er es nicht verstünde, bliebe ihr gar keine Hoffnung mehr.

Ihr Vater. Das Lächeln ihres Vaters. Wenn er sie anschaut, ist sie verwirrt, aber sie hat das Gefühl, dass sie einander verstehen. Sie ist erst dreizehn, und er wird bald seinen einundfünfzigsten Geburtstag feiern. Schlank, mit schönen Falten um die Augenränder, die seinen Blick noch ungewöhnlicher machen, fast achtzehn Jahre älter als ihre Mutter.

Sie liebt dieses etwas eingefallene Gesicht und den Stoppelbart, der wie aus dem Schatten zu kommen scheint, wie aus einem Gemälde von Rembrandt, und dann die goldenen Augen ... sie ist sicher, dass er goldene Augen hat. Camille bleibt auf dem Wege stehen. Wie können ihre Eltern miteinander leben? Die Ehe! Sie denkt an das große Bett, verspürt ein Gefühl des Ekels, begreift es nicht. Und dennoch: Von diesen Leuten stammt sie ab – von dieser schwerfälligen, bornierten, verschlossenen Mutter.

Ihr Vater ... noch vor Kurzem hatte sein Mund sie geküsst, ganz zart hatten seine etwas rauen Lippen ihre Stirn berührt ...

Camille hat vergessen, wie spät es ist. Die Augen öffnen sich der Nacht, sehen das große schwarze Loch, das sich um sie dehnt und streckt, nehmen Formen und Umrisse genau wahr. Begabung? Sie kennt sich in der Sprache der Linien, Kurven und Punkte aus, denn sie allein vermitteln ihr das Leben des Fleisches, die Seele, die sich hinter den Dingen und Wesen verbirgt. Sie irrt sich nie.

»Du bist meine kleine Hexe«, flüstert ihr der Vater ins Ohr. Sie hat ihm gerade den Charakter des Katers Crapitoche, des Bergführers Uhry, des Tagelöhners Paillette beschrieben. »Du brauchst sie dir nur anzuschauen!« Die Wesenszüge formt sie voraus, Licht und Schatten, alles ist da.

Die kleine Hexe und ihr irrlichtiger Vater. Zu

ihm kehrt sie gerne zurück. Nur er wird beunruhigt sein – denn Paul hat bestimmt nichts gesagt. Wenn er heimkommt, hockt er sich still in eine Ecke oder bekommt einen Wutanfall, falls jemand seine Sachen angerührt hat, aber auf Fragen antwortet er nicht. Ganz im Gegenteil. Je mehr man ihn fragt: »Hast du Camille gesehen?«, desto tiefer hüllt er sich in Schweigen.

Sie hängt sich ihre Pelerine um. »Mein Haarband!« Zu spät. Wahrscheinlich liegt es noch dort oben am »Strand«. Den Weg durch die Nacht fürchtet sie nicht. Weder die Anhöhe von Chinchy noch die Teufelskiepe.

Im Dorf sagt man, es sei gefährlich, bei Nacht dorthin zu gehen, aber hat sie etwa Angst vor dem Teufel? Vor dem Teufel schon gar nicht! Im Dorf erzählt man, er stecke alle, die zu spät in den Bergen bleiben, in seinen Sack. Jetzt dreht sie sich um, will ihn sehen. Sie weiß, dass er menschliche Züge trägt; sie stellt ihn sich schrecklich menschlich vor, ganz gewöhnlich sogar, was ihn noch gefährlicher macht, weil die Leute immer ein missgestaltetes und hässliches Wesen erwarten. Nein, er muss ganz herkömmlich und unauffällig aussehen. So ruft sie ihn, und da er schweigt, macht sie ihm eine lange Nase.

»Spiel nur Versteck, solange du willst. Auch ich kann das spielen. Wer den anderen zuerst kriegt, hat gewonnen!«

Ihre Mutter hat eine entsetzliche Angst vor dem Ungeheuer und spricht Gebete, um nicht von ihm bemerkt zu werden. Und doch geht sie nie zur Messe. Sie gehen nie zur Messe. Ihr Vater lacht sich tot, wenn die alten Weiber sich am Sonntagmorgen zur Kirche drängen, aber aus Höflichkeit scherzt niemand, wenn der Onkel Pfarrer zum Essen kommt. Camille schreitet rasch voran, die Hände in den Hosentaschen. Es ist ihr jetzt nicht mehr so warm. Eins ist sicher: Sie werden bereits gegessen haben. Macht nichts, ein Stück Käse und etwas Brot wird sie schon finden. Vielleicht wird der Vater ihr ein wenig Apfelschnaps geben, damit es ihr wieder warm wird. Denn jetzt friert sie wirklich. Die durchnässten Kleider kleben an ihr. Angst steigt in ihr auf. In dieser Familie will sie nicht bleiben, sie ist nicht wie ihre Schwester Louise, die, obgleich zwei Jahre jünger als sie, schon ans Heiraten denkt. Sie möchte fort von hier, eine Künstlerin sein, aber wie soll sie es ihnen sagen, wie soll sie es anstellen? Plötzlich tut sich vor der Zukunft ein tiefer Abgrund auf – schwindelerregende, gähnende Leere. Das Mädchen läuft, flieht dem Haus entgegen, rennt, ihr Herz pocht – es ist zu hart, jetzt schon von Paris zu träumen!

Die Dorfstraße hallt unter ihren Holzschuhen. Jetzt kommt noch der schreckliche Friedhof, wo sie das Fürchte-dich-Spiel spielt, und die unheimliche Kirche, das Gespensterschiff. Doch da flimmert

das schwache Licht. Gleich wird es warm sein. In der Küche. Sie beruhigt sich, hält den Kopf hoch. Sie liebt den Kampf, den Gegner, und nur die Leere hat sie vorhin erschreckt. Wenn sie den Teufel gesehen hätte, wäre ihr nicht bange gewesen. Aber natürlich ist er feige wie die Jungen im Dorf. Wenn sie zu mehreren sind, prahlen sie, stolzieren herum. Die Hähne! Die Aufschneider! Camille ruft ihnen zu: »Hallo, ihr Jäger!«, und dann greifen sie an ... Aber jetzt denkt sie an den kleinen Fambrune. Ganz allein auf dem schmalen Weg. Sie hatte ihn gestreift ... ein armseliges Hähnchen! Mit schlaffem Kamm! Von denen könnte sie es mit zehn aufnehmen, braucht sie nur einmal scharf anzublicken, auf die schwache Stirn, zwischen die zusammengekniffenen Augen. Ist sie nicht der Basilisk?

Camille stößt die Tür auf. Die Mutter hebt den Kopf und fängt zu schreien an. Alle blicken auf, Victoire, Paul, Louise, der Onkel ... Und Camille brüllt: »Ich habe den Teufel gesehen!«

Sie bricht in schallendes Gelächter aus, steht an die Tür gelehnt, das Gesicht mit schwarzem Schlamm verschmiert, das Haar zu Hörnern geflochten. Halb Hirsch, halb Einhorn, verhöhnt sie sie. Sie, die da im Kreis vor ihrer zerkochten Suppe sitzen, behäbig und selbstzufrieden. Sie stampft mit dem Fuß auf, sie hat sich entschlossen, dieses Haus zu verlassen. Die Löffel klappern. »So mach doch die Tür zu!«

»Aber ich ...«

Sie hat vergessen, dass sie hinkt. Sie hinkt, tick-tick-tack, tick-tick-tack. Ihr Vater ist nicht da.

Brief aus der Anstalt

»... Mein Traum wäre, sofort wieder nach Villeneuve zurückzukehren und dort zu bleiben. Lieber eine Scheune in Villeneuve als einen Platz hier als Patientin erster Klasse ...

Ich kann es nur bedauern, dass ich Dich Dein Geld an eine Irrenanstalt verschwenden sehe. Das Geld, das mir so nutzen könnte, um schöne Werke zu erschaffen und ein angenehmes Leben zu führen! Was für ein Unglück! Es ist zum Weinen. Welch ein Glück, wenn ich wieder in Villeneuve sein könnte. Dieses hübsche Villeneuve, das auf der Welt nicht seinesgleichen hat ...«

*

Reise nach Villeneuve ... Abfahrt am 26. In Villeneuve am 27., 28., 29. Juni. Die beiden Alten allein in dem zerfallenen Haus mit der alten Magd und dem Heimchen in der Asche des Küchenherds. In V. bin ich immer *overwhelmed by pathetic* ...

PAUL CLAUDEL, *Tagebuch*

Eingesperrt. Eingesperrt. Wie lange schon? Sie mag jetzt siebenundsiebzig Jahre alt sein. Sie weiß es nicht mehr. Eine Ewigkeit von Morgen, Abenden, Nächten ...

Sie hat versucht, genau jedes Jahr, jeden Tag, jede Sekunde zu zählen. Um ihnen nichts zu schenken. Manchmal, wenn der Mond über der Anstalt steht, atmet sie den Duft der Erde. Ein Duft, der sie berauscht. Die Erde von Villeneuve. Und nun beginnt für sie eine lange Folterqual. Sie fährt jäh auf, springt aus dem Eisenbett. Sie wird in den Unterrock schlüpfen, den Rock, die Bluse, die Wollstrümpfe, mit den Holzschuhen in der Hand die Treppe hinuntereilen, um zu atmen. Die gute Erde zu atmen, die sich unter ihren Füßen ausbreiten wird – die Erde von Villeneuve, die in den frühen Morgenstunden zu ihr kommt. Sie beeilt sich. Ach ja, die Pelerine. Sie muss die liebe Pelerine vom Haken nehmen und sich aus dem elterlichen Haus schleichen. Aber sie steht in der engen Zelle, geht auf und ab, auf und ab. Die üblen Gerüche ersticken sie, der Gestank der anderen dringt auf sie ein. Die schmutzigen Leiber. Sie schlafen noch. Schnell, den Unterrock, den Rock – und so beginnt es immer wieder, wieder und wieder, endlos. Schnell fliehen.

Sie legt sich wieder hin. Unruhig. Das sagt man ihr oft. Sie sei unruhig. Wie alt ist sie jetzt?

Wie alt ist er? Vierundsiebzig? »Mein kleiner Paul.« Und jetzt kann er Villeneuve nicht mehr finden. Das Haus ist völlig verändert.

»Nichts bindet mich mehr daran. Mutlosigkeit und die Versuchung, zu verzweifeln.«

Ach, wie schwer sind wir zufriedenzustellen.

Er hört die rostige Wetterfahne im Wind, und sie, sie ist nicht mehr da. Der kleine Poet, der Galaxaura in den Wäldern nachstellte. Seine weiße Galaxaura, »die wohl schönste aller Waldfeen«. Er sitzt da – sie hat ihn verlassen. Das war ... er weiß es nicht mehr genau, vielleicht vor sechzig Jahren.

Schritt für Schritt nehme ich mir das gesamte Werk des Dichters vor – lese die Seiten ohne Erklärung, ohne zu wissen, warum. Nur weil *sie* mich immer wieder unter dem grellen Schein der Lampe aus finsterer Nacht ruft.

*Siehe, wie sie da kniet, die in Licht gehüllte
Schmerzensfrau.*

Weil der kleine Dichter der Schummernden

*mit abgezählten Schritten feierlich einherschreitet,
die Beine hebt. Als wollte er sich die Füße am
Mond abstreifen.*

Das Heimchen in der Asche
Zwei Greise unter dem Mond
Und sie kratzt an der Tür mit ihren schönen Händen
Fortgerissen von der Erde
Der Erde von Villeneuve.